

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 18

Artikel: Beethovens "Unsterbliche Geliebte"
Autor: Dellinger, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nur eines bleibt noch ungeklärt; wann und wie dieser Vorgang einmal begonnen hat. Ursache mag einst den Tod einer kleinen Anzahl Fische bedingt haben, die Fäulnissgase töteten mehr, und so stieg die Zahl der Opfer mit jedem Male, bis sie die jetzigen ungeheuren Ausmaße erreichte.

Kohle und Erdöl.

Diese Beobachtungen helfen uns zum Verständnis eines Vorganges, um dessen Deutung sich die Wissenschaft seit Jahrzehnten bemüht hat, ohne zu einem völlig befriedigenden Ergebnis zu kommen: die Entstehung des Erdöls. Über diese Frage waren wir bisher nur ungenau unterrichtet. Wohl konnte man aus der chemischen Zusammensetzung des Erdöls schließen, daß tierische Substanz den „Rohstoff“ für seine Bildung lieferte, wohl konnte man auch vermuten, daß ähnliche langandauernde Umwandlungen sich bei der Erdölbildung abspielen, wie wir sie von der Bildung der Kohlen her kennen. Aber welche Vorgänge die Anhäufung der ungezählten Millionen von Tierleichen bewirkten, die zur Entstehung einer Erdöllagerstätte nötig sind — das konnte man sich bisher nicht recht vorstellen.

Ein Blick in die Werkstatt der Natur.

Jetzt aber haben wir in der Walfischbucht ge-

sehen, wie Millionen von Fischen durch Vergiftung zugrunde gehen und im Schlamm des Meeressbodens eingelagert werden. Und hier, auf dem Boden der Bucht, arbeitet die Natur unablässig in ihrem unterirdischen Laboratorium: die komplizierten Eiweißstoffe, aus denen der Tierkörper besteht, wandeln sich langsam und allmählich in die einfacher gebauten Bestandteile des Erdöls um. Immer wieder wird neuer „Rohstoff“ durch die sich wiederholenden Fischmassesterben zugeführt, immer neue Tierkörper zersezten sich, die dabei abfallenden Stoffe entweichen als Gase, und die übrigbleibende Substanz verwandelt sich in Erdöl. Jahrtausendelang mag das weitergehen, Jahrtausendelang bringen Meeresströmungen und Winde neuen Sand und Schlamm herbei. Immer tiefer werden die organischen Reste begraben, und im Schutze dieser Decke vollzieht sich ihre schließliche Umwandlung in Petroleum: wir können mit Recht sagen, daß unter unseren Augen in der Walfischbucht eine Petroleumlagerstätte entsteht. Diese Erkenntnis gibt uns endlich den Schlüssel für das Verständnis der übrigen Erdöllagerstätten der Welt. Denn genau wie wir es heute in der Walfischbucht beobachten können, so vollzog sich auch in früheren Zeiten der Erdgeschichte die Bildung des Erdöls.

Dr. H. Richter.

Beethovens „Unsterbliche Geliebte“.

Von R. Dellinger.

Es gehört zu den Schattenseiten des Ruhmes, daß er alles Private im Leben aufhebt, daß sich die Mit- und Nachwelt das Recht anmaßt, bis in die zartesten Geheimnisse dessen einzudringen, der durch sein Werk Anspruch auf Verehrung und Bewunderung erworben hat. Kein Dunkel, das nicht aufgehellt, kein noch so entlegener Winkel, der nicht durchstöbert würde, sobald es sich um die Schicksale eines unserer Großen handelt. Und wenn gewiß auch viel wichtig tuende Betriebsamkeit und Sensationshascherei dabei sein mögen, jede innere Berechtigung können wir diesem Bestreben nicht absprechen, denn wer einen großen Menschen und sein Werk innig liebt, wird den unbezähmbaren Drang in sich verspüren, die Leistung aus dem Leben, das Werk aus dem Schicksal verstehen zu wollen — soweit sich solches eben überhaupt verstehen läßt.

Ein Geheimnis, das seit nunmehr über einem Jahrhundert die Gemüter ungezählter mehr oder

minder Berufener beschäftigt, ist die Identität von Beethovens „Unsterblicher Geliebter“. Als der Meister am 26. März 1827 im alten Schwarzspanierhaus zu Wien die Augen geschlossen hatte, fand man bei der Durchsicht seiner Hinterlassenschaft in einem zufällig entdeckten Geheimfach eines Schrankes ein Schreiben von Beethovens Hand, das zu den ergreifendsten Dokumenten aller Seiten gehört. Es ist an eine Unbekannte gerichtet, und alle Leidenschaft glühendster Liebe spricht aus seinen Zeilen. Wie wenn der große Künstler dieses eine Mal in Buchstaben statt in Tönen geschaffen hätte, klingt in diesem Brief die ganze Kraft, der hinreißende Gefühlssturm, die verhaltene Innigkeit, die sonst nur in seinen musicalischen Meisterwerken ihren Ausdruck findet.

Die Frage nach der Adressatin dieses Briefes, nach der Persönlichkeit, die Beethoven selbst darin als eine „Unsterbliche Geliebte“ anredet,

ist seither nicht mehr zur Ruhe gekommen. Als im Jahre 1840 Beethovens Freund und getreuer Helfer Schindler den Brief veröffentlichte, fügte er die Vermutung hinzu, er sei an die Gräfin Giulietta Guicciardi gerichtet gewesen, und da der Meister bekanntlich derselben Gräfin Guicciardi auch seine gefühlstreibende „Mondscheinsonate“ zugeeignet hatte, schien diese Deutung einleuchtend genug und wurde einige Jahrzehnte lang unangefochten für die richtige gehalten.

Dann aber wurden neue Umstände bekannt, die Zweifel hieran wachriefen, und je gewissenhafter die Beethoven-Biographen alle ihnen zu Gebote stehenden Daten und Aussagen überprüften und miteinander verglichen, desto mehr Bedenken wurden laut. Es bildete sich geradezu eine Gegenpartei, die der siebzehnjährigen hübschen, aber geistig recht unbedeutenden Italienerin die Ehre nicht zuerkennen wollte, Beethovens Herz in solchem Maße erschüttert und entflammt zu haben. Hingegen trat eine Kusine Giuliettas, Gräfin Therese Brunsvík, mehr und mehr in den Kreis der Erwägungen, und neues, erst im zwanzigsten Jahrhundert zutage gefördertes Material läßt es als ungemein wahrscheinlich, wenn nicht als sicher erscheinen, daß wirklich Therese Brunsvík Beethovens „Unsterbliche Geliebte“ gewesen ist. Es gelang, den ungenannten Badeort, von dem aus der berühmte Brief geschrieben ist, mit ziemlicher Bestimmtheit als Trenčín in der Slowakei zu lokalisieren, den mit „K“ bezeichneten Aufenthaltsort der Geliebten jedoch als das der Familie Brunsvík gehörige Schloß Korompa in der Nähe von Preßburg.

Gräfin Therese Brunsvík nun war eine Frau von so bedeutenden Geistesgaben, daß es nicht nur begreiflich erscheint, wenn Beethoven sein Herz an sie verloren hat, sondern daß es sich auch, abgesehen von dieser Beziehung, wohl verloht, sich etwas näher mit ihr zu beschäftigen.

Einer Familientradition nach sollen die Brunsvíks von dem Braunschweiger Herzog Heinrich dem Löwen abstammen. Auf einem Kreuzzug, so wird erzählt, sei einer der Söhne des Herzogs in Ungarn zurückgeblieben und habe sich dort angesiedelt. Graf Anton Brunsvík, der Vater der Gräfin Therese, war Hof- und Statthaltereirat zu Preßburg und starb dortselbst im Jahre 1793, als das junge Mädchen kaum das achtzehnte Jahr erreicht hatte.

Therese fiel schon früh durch ungewöhnliche Begabung, geistige Regsamkeit und Bildung auf.

Sie beherrschte auf das vollendetste vier Sprachen, malte, deklamierte, sang und war als Pianistin die Lieblingsschülerin Beethovens, dessen Werke sie noch als alte Dame mit hinreißender Ausdruckskraft vorzutragen pflegte.

Die mit ihr befreundete Gräfin Elisabeth Erdélyi schreibt über sie: „Therese tut alles, was sie tut, vollkommen. Wie wird sie etwas übernehmen, zu dessen Vollführung sie nicht fähig oder von dessen Erfolg sie nicht überzeugt wäre. Ein halbes oder voreiliges Urteil kommt nie über ihre Lippen. Eine mit Ernst gepaarte Heiterkeit ruht auf ihrem Äußerem. Rein ist ihr Inneres, wie alles, was sie umgibt, was sie tut. Rein, wie sie ihre Muttersprache, das Deutsche, spricht, ist ihre Wohnung, ihre Kleidung, sind ihre Gefühle, ihre Gedanken, ist ihr Gebet. Fernzuhalten weiß sie sich alles, was niedrig, was dunkel, was alltäglich ist...“

Wir wissen nicht, aus welchen Gründen die Beziehung zwischen Therese und Beethoven, die offenbar eine Zeitlang als regelrechtes Verlöbnis von beiden Teilen aufgefaßt wurde, schließlich nicht zu einer ehelichen Verbindung geführt hat. Wahrscheinlich trugen die Standesanschauungen von Theresens Mutter und Beethovens unsichere materielle Verhältnisse die Hauptschuld daran. Beethoven blieb bekanntlich unvermählt, und auch Therese hat nicht geheiratet — vielleicht im Gedanken des Großen, neben dem alle anderen Bewerber ihr unwürdig erscheinen mochten. Hingegen begann sie bald nach dem vermuteten resignierten Abschluß der Liebesbeziehung zu Beethoven ein lebhaftes Interesse für philanthropische und pädagogische Bestrebungen zu bekunden.

Eine Schweizer Reise führte sie in Überdon mit Pestalozzi zusammen, und seither verband sie eine enge Freundschaft mit dem großen Schweizer Erziehungsreformator und dessen Gattin. Als ihre „von ganzer Seele geliebte Therese“ redet Frau Pestalozzi sie an, und er nennt sie „Brunsvík mit der hohen Seele“ und röhmt von ihr, ihr Herz schlage „fürs Vaterland, für die Menschheit“.

Unter dem Einfluß von Pestalozzis Ideen eröffnete Gräfin Therese im Hause ihrer Mutter in Ofen die erste Kinderbewahranstalt Ungarns unter dem Namen „Engelgarten“. Bald folgten ähnliche weitere Stiftungen in Budapest, in Preßburg und in Wien, die alle von der Gräfin Brunsvík ins Dasein gerufen wurden. So rettete sie viele Tausende Kinder vor dem Elend

und der Verwahrlosung und hat sich damit um die Philanthropie ihrer Zeit die größten Verdienste erworben. Jahrzehntelang wirkte sie für die Sache auch durch einen regen Briefwechsel mit vielen in- und ausländischen Persönlichkeiten, unter anderen auch mit Kardinal Lambruschini, dem Staatssekretär der päpstlichen Kurie.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Gräfin Therese Brunsvik in Budapest, wo sie im Jahre 1861 auch starb, vierunddreißig Jahre nach dem großen Meister, mit dem sie in ihrer Jugend

ein festes Band des Verstehens, der Begeisterung und der Liebe verbunden hatte.

Sie hatte das Geheimnis dieser Liebe nie einer Menschenseele verraten, und erst der Spürsinn hartnäckiger Musikhistoriker hat es aufgedeckt. Sollen wir jenen Männern deshalb böse sein? Wohl kaum, denn sie haben unser Augenmerk auf eine Frau gelenkt, die wahrhaft würdig gewesen wäre, dem Unsterblichen nicht nur Geliebte, sondern auch Gefährtin des Lebens zu sein.

Jung sein!

Von Mathilde Wucher.

Zwei Wörtchen nur, aber sie erschließen eine herrliche Welt! Man denkt an frohen Anfang, an hundert Möglichkeiten, die das Leben geheimnisvoll und interessant machen. Freude bedeuten sie, und sie sind Leben, Spannkraft, Begeisterung, Ungestüm und immer wieder morgenfrisches Vorwärts. Nicht umsonst singt unsere wanderfrohe Jugend: Wir sind jung, ei das ist schön!

Gewiß! Und solche Art Schönheit müssen wir uns erhalten, bewußt und mit allen zur Verfügung stehenden Kräften! Es kommt ja nicht auf die Lenz an, im Gegenteil: so wie es ein Jungsein trotz zunehmendem Alter gibt, so begegnet man auch oft einem Altsein, das nach den Kalenderjahren gar keine Berechtigung hätte und uns deshalb welt, unerschlossen und irgendwie traurig anmutet.

Um frisch zu bleiben, muß nicht nur der Geist wach sein, sondern auch der Körper. Ihn müssen wir straff erhalten, gelenkig und so geübt, daß wir uns in jeder Lage auf ihn verlassen können, geht doch unser Tun vorwiegend körperlich vor sich. Wie ist man in der Jugend seiner Kräfte froh! Berge möchte man versetzen damit, das Leben erstürmen, zumindest aber doch dabei sein, wenn es gilt, in Spiel und Sport durch Wandern, Klettern, Skifahren, Rudern, Schwimmen usw. seine Kräfte zu erproben!

Unsere tägliche Arbeit aber, dies breite Fundament des Lebens, kann mit gutem Willen allein, so unumgänglich nötig dieser ist, nicht getan werden. Körperliche Kräfte braucht es, Geschicklichkeit, Spannkraft, Ausdauer, Gesundheit.

Viele junge Mädchen wissen um das herrliche Körpergefühl, das Übungen beim Turnen ausslösen können, um die Freude an einer schönen, kraftvollen Bewegung. Unvergleichlich die Lust,

in federndem Lauf und Sprung Hindernisse und Distanzen zu überwinden, mit Mut und Geschicklichkeit an den verschiedenen Geräten auch schwierige und anstrengende Übungen mit einem Mindestmaß von Kraft zu bewältigen!

Wie manche aber wissen nichts von solchen Augenblicken des Hochgefühls! Ihnen allen (ach, es sind ja so viele!) möchte ich einmal vom Turnen erzählen, als dem stark beglückenden und unsere positiven Kräfte weckenden Lebensimpuls, als einem Jungborn der Frische; vom Turnen als einer Freude ob der Schönheit des ineinander greifenden Muskelspiels, die sich steigern kann zu Ehrfurcht vor der wunderbaren Zweckmäßigkeit unseres Körpers! Hört es auch, ihr Turnerinnen, die ihr vielleicht einfach aus unbewußtem Bewegungsdrang heraus turnt, und es tut aus dem Bedürfnis, einer sitzenden Lebensweise das Gegengewicht zu verschaffen oder, und wie oft kommt es vor, einfach deshalb, um irgendwo in einem Verein, Klub oder sonstigen Zusammenschluß Gelegenheit zu bekommen, die alljährlich wiederkehrenden Schlüßfestchen, Kränzchen, Gesellschaftsabende mitzumachen.

Turnen ist Leben, Entwicklung, Hilfe auch in sehr vielen Lebenslagen. Es ist ein Weg zur Persönlichkeit, denn es verlangt Willen, Geist und Disziplin.

Sollten wir nicht gerade in der Jugend um solch hohe Ziele uns mühen? Zumal der Körper geradezu lechzt nach Bewegung! Den hohen Wert körperlicher Übungen erkennen, heißt aber auch, diese als starke und nötige Helfer im Lebenskampfe beiz behalten, denn hier wie überall gilt das Wort: Wer rastet, rostet.

Turnen darf nicht als eine Sache angesehen werden, die gut ist nur für junge „Springins-